

Ed SANDERS – Matthew JOHNCOCK (Hgg.): Emotion and Persuasion in Classical Antiquity. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2016, 321 S.

Der auf eine 2013 abgehaltene Tagung zurückgehende Sammelband behandelt ein hochaktuelles Thema: In seinem Publikationsjahr 2016 wurde „postfaktisch“ zum Wort des Jahres gewählt – mit der Begründung, „dass es in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen heute zunehmend um Emotionen anstelle von Fakten“ gehe.¹ Die Frage, wie gesellschaftliche und politische Diskussionen schon in der Antike von Emotionen beeinflusst wurden, fügt sich dabei zudem umgekehrt in einen Forschungstrend ein, der in den Altertumswissenschaften seit mindestens 30 Jahren virulent ist.²

Entsprechend formuliert Mitherausgeber **Ed Sanders** in der „Introduction“ (S. 13-22) den Anspruch, der Sammelband präsentiere „exciting new thinking in areas of this subject that are currently commanding research (and growing public) interest“ (S. 19). Zwar kann diese Ankündigung tatsächlich in vielerlei Hinsicht eingelöst werden. Andererseits zeigen sich aber bereits in dieser Einleitung grundsätzliche Probleme, die bei der Beschäftigung mit antiker Emotionalität auftreten und allgemein oft nicht ausreichend reflektiert werden. Deutlich wird dies gleich zu Anfang, wenn Sanders auf den Beginn von Homers *Ilias* verweist. Dort fordert der Priester Chryses seine Tochter von Agamemnon zurück und unterstreicht diese Forderung mit einem Gebet für den militärischen Erfolg des Agamemnon und einem stattlichen Lösegeld. „We might expect this wish and exchange offer to arouse emotions: goodwill or possibly friendship, gratitude, perhaps desire for the goods“, schreibt Sanders (S. 13) und begibt sich so auf spekulatives Terrain. Denn die Frage, ob nicht eventuell auch ein gefühlloses Ritual oder ein zweckrationales Tauschgeschäft Hintergrund der homerischen Schilderung sein könnte, wird nicht einmal gestellt. Wenn aber stattdessen, abgeleitet aus ganz allgemeinen Annahmen, alles irgendwie emotional aufgeladen werden kann, drohen schnell Unschärfen und eine gewisse Beliebigkeit. Insofern hätten neben den vorhandenen Reflexionen über die Emotionalität rhetorischer Überzeugungsstrate-

¹ GfdS wählt „postfaktisch“ zum Wort des Jahres 2016; Pressemitteilung der „Gesellschaft für deutsche Sprache“ vom 9.12.2016 [URL: <http://gfds.de/wort-des-jahres-2016/>; abgerufen am 02.11.2017].

² Vgl. exemplarisch die Einschätzung bei CHANIOTIS, Angelos: „Unveiling Emotions in the Greek World. Introduction“, in: CHANIOTIS, Angelos (Hg.): *Unveiling Emotions. Sources and Methods for the Study of Emotions in the Greek World*, Stuttgart 2012 (HABES 52), S. 11-36, 15. Das häufig gebrauchte, schematische Narrativ eines zunehmenden Interesses an antiker Emotionalität seit den 1980er Jahren sollte gleichwohl nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Thematik bereits im 19. Jahrhundert Gegenstand altertumswissenschaftlicher Beiträge war, die bis heute relevante Fragen aufwarfen (vgl. etwa nur SITTL, Karl: *Die Gebärden der Griechen und Römer*, Leipzig 1890, bes. 6-54).

gien noch einige deutlichere Worte zur Begriffsverwendung von „Emotion“ und ihrer Anwendung in der Antike nicht geschadet, wie sie Sanders an anderer Stelle gleichwohl gefunden hat.³ So hätte vielleicht auch eine weitere Klammer der – durch Querverweise allerdings sinnvoll verbundenen – einzelnen Beiträge entstehen können, die ein breites Spektrum an Genres, Themen und Zugängen abdecken.

Die insgesamt 16 weiteren Aufsätze werden mit Hilfe von vier Oberkategorien strukturiert. Den Auftakt macht der Komplex „Emotion in Classical Greek Oratory – New Directions“, in dem zunächst **Chris Carey** unter dem Titel „Bashing the Establishment“ (S. 27-39) rhetorische Angriffe im klassischen Athen behandelt, die auf politisch dominante Gegner abzielten. Carey geht dabei von der Notwendigkeit einer „emotional divide“ aus, die der Redner zwischen dem Publikum und möglichen Einflussnehmern der Gegenseite herstellen müsse (S. 28). Eine solche Spaltung sei etwa erreicht worden, indem eine Dichotomie zwischen „Insidern“ und „Outsidern“ ausgemacht worden sei, deren konkrete Umsetzung Carey dann anhand verschiedener Motive aufzeigt. Manches mutet dabei für Beobachter der gegenwärtigen Zustände recht vertraut an, etwa wenn auf Demosthenes' Inszenierung als politischer „Outsider“ verwiesen wird, „though Demosthenes had in fact by this time been politically active for at least half a dozen years.“ (S. 29) Carey verzichtet aber gerade auf anachronistische Kurzschlüsse und geht stattdessen behutsam vor, etwa wenn er auf den Reduktionismus massenpsychologischer Ansätze verweist (S. 38). Durch die Frage nach der tatsächlichen Häufigkeit dieser rhetorischen Strategien und der Unterscheidung von Lesen und involviertem Hören entsprechender Reden (S. 38f.) werden die Beobachtungen zudem in einen historischen Kontext eingeordnet. Carey zeigt somit Ansätze einer altertumswissenschaftlichen Emotionsgeschichte auf, die die bereits bei Lucien Febvre formulierten Warnungen vor dem „ärgerliche[n] Anachronismus“ psychologischer Rückprojektionen⁴ ernst nimmt und statt spekulativer Zuschreibungen die Möglichkeiten des tatsächlich Sagbaren auslotet.

Entsprechende Vorsicht legt zunächst auch **Brenda Griffith-Williams** an den Tag, die sich anhand zweier Isaios-Reden der „Rational and emotional persuasion in Athenian inheritance cases“ (S. 41-55) widmet. So betont Griffith-Williams, dass es vor allem die rhetorische *Technik* „to engage of the dikasts at an emotional level as well as appeal to their reason“ sei, die sich untersuchen lasse (S. 42). Wenn aber im Folgenden (S. 45, Anm. 14) erklärt wird, „[m]odern

³ Vgl. SANDERS, Ed: *Envy and Jealousy in Classical Athens. A Socio-psychological Approach*, Oxford 2014 (Emotions of the Past), vii.

⁴ FEBVRE, Lucien: „Geschichte und Psychologie (1938)“, in: RAULFF, Ulrich (Hg.): *Lucien Febvre - Das Gewissen des Historikers*, Frankfurt am Main 1990, S. 79-90, 86.

psychological research has shown that people are likely to find an argument more persuasive if it is supported by evidence, especially when the source of evidence is cited and recognized as authoritative“, zeigt sich nicht nur ein mangelndes Bewusstsein für die Gefahren, die die Verbindung moderner psychologischer Theorien und antiken Texten mit sich bringt,⁵ sondern auch die häufige Banalität einer solchen Verbindung: Hätte es wirklich eine psychologische Studie gebraucht, um zu belegen, dass Wahrscheinlichkeits-Argumente durch Verweise auf glaubwürdige Zeugen oder Gesetzestexte an Qualität gewinnen? Von solchen Wermutstropfen abgesehen kann Griffith-Williams jedoch stichhaltig die Probleme einer Trennung von „rational and emotinal persuasion“ darlegen (S. 50).

Im darauf folgenden Beitrag fragt erneut **Ed Sanders** nach der „Persuasion through emotions in Athenian deliberative oratory“ (S. 57-73). Sanders unterscheidet dabei zwischen Emotionen, die durch vergangene Taten ausgelöst würden (z.B. Dankbarkeit oder Zorn; S. 58) und solchen, die zukunftsgerichtet seien (z.B. Angst; S. 60). Die beiden Typen sind dabei mit bestimmten Genres verbunden; vergangenheitsbezogene Emotionen macht Sanders vor allem in Gerichtsreden aus, während zukunftsgerichtete Emotionen in Beratungsreden als geeignetes Überzeugungsmittel fungierten. Sanders kann sein Material dabei auch im Weiteren überzeugend systematisieren (etwa bzgl. der „Stoßrichtungen“ von Emotionen; S. 66) und so schließlich die unterschiedliche Relevanz bestimmter Emotionen in historiographisch überlieferten Reden und solchen, die aus dem Korpus attischer Rhetorik stammen, erklären (S. 70).

Im Folgenden fragt **Guy Westwood** nach „Nostalgia, politics and persuasion in Demosthenes' *Letters*“ (S. 75-90), wobei die Echtheit dieser Briefe hier vorausgesetzt wird (S. 75). Schlüssig wird dabei die Konstruktion einer idealisierten Vergangenheit als Folie einer als problematisch empfundenen Gegenwart herausgearbeitet (bes. S. 82). Das so evozierte Gefühl der Nostalgie besitzt dabei mehrere Funktionen und ermöglicht es dem ‚exilierten‘ Demosthenes schlussendlich, sich als politischen Führer zu empfehlen, der an eine glorreiche Vergangenheit anschließen kann (S. 87).

Den Auftakt des zweiten thematischen Abschnitts „Emotion and the formation of community identity“ macht **Angelos Chaniotis** mit dem Beitrag „Displaying emotional community – the epigraphic evidence“ (S. 93-111). Mit einer angemessenen altertumswissenschaftlichen Adaption des von der Mediävistin Bar-

⁵ Vgl. etwa WINTERLING, Aloys: „Probleme historischer Biographie am Beispiel des Kaisers Caligula“, in: *Historische Anthropologie* 20/2 (2012), S. 186-199, 193, dessen Anmerkungen zur Psychoanalyse auch für andere Felder der Psychologie gelten können.

bara Rosenwein geprägten Konzepts der „emotionalen Gemeinschaften“⁶ unterstreicht Chaniotis die normative Stoßrichtung der von ihm behandelten inschriftlichen Quellen, die nicht nur Gefühle auslösen, sondern auch den jeweiligen Ausdruck bestimmen sollten (S. 95f.). Nicht zuletzt wegen des kohäsiven Charakters geteilter Emotionsausdrücke (S. 97) kann die bei Chaniotis im Singular behandelte „emotional community“ als Überzeugungsstrategie zwischen ungleichen Partnern wirken (S. 109).

Unter dem Titel „Emotion, Persuasion and Kinship in Thucydides: The Plataian Debate (3.52-68) and the Melian Dialogue (5.85-113)“ (S. 113-132) untersucht **Maria Fragoulaki** „außenpolitische“ Überzeugungsstrategien, die auf verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mutter- und Tochterstädten im antiken Griechenland basierten. Fragoulaki zeigt dabei auf, dass derartige Beziehungen nicht nur normativ aufgeladen (S. 114), sondern auch ein „powerful motivator of collective emotions“ (S. 125) seien und deshalb als Überzeugungsstrategie funktionierten, die Thukydides nicht nur zwischen einzelnen Städten *innerhalb* seines Werkes ausmalte, sondern auch an die *externen* Leser des Werkes selbst richtete (S. 129).

Unter dem Titel „‘There is no one who does not hate Sulla’: Emotion, persuasion and cultural trauma“ (S. 133-145) zeigt anschließend **Alexandra Eckert**, wie die Erinnerung an Sullas Taten Angst und vor allem Hass im antiken Rom auslöste (S. 134). Eckert greift dabei auf moderne Theorien, namentlich das Konzept des kulturellen Traumas von Jeffrey C. Alexander und Überlegungen des Psychologen Klaus Scherers zur Emotionalität zurück. Scherers Vorschlag einer Trennung von „emotion“ und „feeling“ ermöglicht Eckert dabei eine begriffliche Schärfung, die sich angenehm von den häufig verwaschenen Verwendungen in anderen Texten zur antiken Emotionalität abhebt. Zugleich ergeben sich aber die besagten Probleme; etwa wenn Ausführungen Senecas mit bei Scherer dargelegten „recent findings in psychology“ verbunden werden, die das Gefühl der Kontrolle beim Hass und das Gefühl der Hilflosigkeit bei der Angst ausmachen (S. 143).⁷ Für den stichhaltigen Schluss, dass Hass als „strongest weapon Roman society could wield to prevent another Sulla“ (S. 144) gelten konnte, wären derartige Anleihen gar nicht nötig gewesen.

Auch **Lucy Jackson** greift in ihrem Beitrag „Greater than *logos*? Kinaesthetic empathy and mass persuasion in the choruses of Plato’s *Laws*“ (S. 147-161) auf moderne Theorien zurück. Anhand von griechischen Choraufführungen wird

⁶ Vgl. nur ROSENWEIN, Barbara H.: *Emotional Communities in the Early Middle Ages*, Ithaca/London 2006.

⁷ Vgl. SCHERER, Klaus R.: „What are emotions? And how can they be measured?“, in: *Social Science Information* 44/4 (2005), S. 695-729, 720 u. 723).

dabei nach der Überzeugungskraft der „kinästhetischen Empathie“ gefragt. Dieses Phänomen, bei dem „a spectator experiences a powerful emotive connection to a performer based on previous experience of what is being performed“, sieht Jackson dabei bereits bei Platon beschrieben, dessen *Nomoi* ihre Hauptquelle darstellen (S. 148). Nicht zuletzt die große Verbreitung der *choreia* veranlasst Jackson zu dem Schluss, dass sie „a persuasive power that outweighed the persuasions of *logos*“ besessen hätten (S. 160). Auch wenn sich gegen diese Zuspitzung sicher Einwände erheben ließen, kommt Jackson doch das Verdienst zu, die performative und körperliche Dimension antiker Emotionalität in den Fokus zu rücken.

Die dritte thematische Oberkategorie „Persuasive strategies in unequal power relationships“ beginnt mit einem Text von **Jennifer Winter**, der den Titel „Instruction and example: Emotions in Xenophon’s *Hipparchicus* and *Anabasis*“ trägt (S. 165-181). Winter zeigt dabei das breite Tableau von Gefühlen auf, zu deren Auslösung ein Feldherr in den Augen Xenophons fähig sein sollte. Dabei erläutert Winter nicht nur, wie etwa Hass bei den Truppen ausgelöst werden konnte, sondern verknüpft diese Beobachtungen auch mit antiken Emotionstheorien (S. 175).

Während es bei Winter die Unterbenen sind, deren Emotionen im Zentrum stehen, ist bei **Jayne Knight** insbesondere der römische Kaiser das relevante Subjekt. Unter dem Titel „Anger as a mechanism for social control in Imperial Rome“ (S. 183-197) nimmt sie den herrschaftlichen Zorn in den Blick und differenziert überzeugend zwischen dem tatsächlichen Gefühl und der Performanz eines Gefühls. Fähigkeit zu letzterem sei in Hinblick auf den Zorn das entscheidende Kriterium für den „ideal Roman leader“: „There are examples from literature wherein anger is essentially ‘faked’ in order to achieve socio-political goals“ (S. 185). Anhand von verschiedenen Beispielen verdeutlicht Knight, mit welchem unterschiedlichem Erfolg dieses Instrument von den römischen Kaisern und stellvertretend sogar vom Senat eingesetzt wurde (S. 193).

Das römische Reich ist auch Gegenstand des Beitrags von **Judith Hagen**, die sich mit „Emotions in Roman Historiography: The Rhetorical Use of Tears as a Means of Persuasion“ befasst (S. 199-212). Ihre Untersuchung von Tränen als Überzeugungsmittel in der Geschichtsschreibung ist dabei insgesamt einleuchtend, allerdings ließen sich ihre Überlegungen zeitlich noch stärker differenzieren: So wird etwa bzgl. des gegenüber dem Bischof Ambrosius Tränen vergießenden Kaisers Theodosius erklärt, „prostrating, tearing one’s hair and weeping [...] are obviously more impressive and also more important than the words which accompany them“ (S. 211), und zusammenfassend dargelegt, dass Trä-

nen als Ausdrucksmittel und Auslöser von Emotionen fungiert hätten (S. 211). Gerade für spätantike *christliche* Kaiser wie Theodosius stellt sich aber die Frage, ob hier nicht vielmehr schon Rituale zu beobachten sind, die sich auch bei mittelalterlichen Herrschern finden – und deren tatsächlicher emotionaler Gehalt zweifelhaft ist.⁸

Von der Geschichtsschreibung führt der zweite Herausgeber **Matthew Johncock** in das Reich der Mythen, wenn er sich in seinem Aufsatz „He was moved, but...’: Failed appeals to the emotions in Ovid’s *Metamorphoses*“ eben diesem Werk widmet (S. 213-234). Für Johncock existiert diese mythologische Welt gleichwohl nicht jenseits der historischen ‚Realität‘ Ovids, der zeitgenössische Machtgefälle spiegele (S. 213). Entsprechend kann Johncock verschiedene Muster ausmachen (S. 218f.) und schließen, dass „predisposition and power are greater factors than emotional persuasion [...] in whether emotional appeal gains a desired outcome“ (S. 228). Auf dieser Grundlage deutet Johncock die *Metamorphosen* selbst als Text, der subversiv überzeugen will: Ovid ziele auf „pity for the underdog“ und Unbehagen über existierende Machtgefälle ab (S. 228).

Der vierte und letzte thematische Abschnitt des Bandes, „Linguistic formulae and genre-specific persuasion“, wird mit einem Text von **Eleanor Dickey** eröffnet. Behandelt werden „Emotional language and formulae of persuasion in Greek papyrus letters“ (S. 237-262), anhand derer Dickey einen sprachlichen Wandel ausmacht: War der Imperativ in klassischer Zeit bei Bitten allgemein gebräuchlich, sei er in hellenistischer Zeit lediglich von Höhergestellten gegenüber Untergebenen verwendet worden, während sich in umgekehrter Kommunikationsrichtung Höflichkeitsformeln etabliert hätten (S. 244). Dieser „abrupt shift“ (S. 247) sei nicht allein aus der unterschiedlichen Dominanz der untersuchten Quellengattungen in den fraglichen Epochen zu erklären (S. 248), sondern vielmehr durch die soziopolitischen Gegebenheiten des hellenistischen Ägyptens bedingt, das sich mit seiner starken Stratifizierung von Athen und Sparta unterschieden habe (S. 249).

Mit hierarchischen Gefällen befasst sich auch **Irene Salvo** in ihrem Beitrag zu „Emotions, persuasion and gender in Greek erotic curses“ (S. 263-279). So betont Salvo die Relevanz des sozialen Status für die jeweilige Art der in antiken Fluchtafeln überlieferten „erotic curses“ (S. 267) und wendet sich damit gegen die Forschungsmeinung, das Geschlecht spiele hier die zentrale Rolle (S. 264). Die in den Fluchtafeln auftretenden Androhungen von Folter oder Schlafent-

⁸ Vgl. dazu ALTHOFF, Gerd: „Der König weint: rituelle Tränen in öffentlicher Kommunikation“, in: MÜLLER, Jan-Dirk (Hg.): „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und früher Neuzeit, Stuttgart 1996 (Germanistische Symposien. Berichtsbände 17), S. 239-252, 245.

zug seien dabei als Überzeugungsstrategien zu verstehen, die sich auf die (un-)glücklich) geliebte Person bezögen (S. 268). Wie zuvor etwa Ed Sanders oder Angelos Chaniotis macht Salvo daneben aber auch Götter als Adressaten vielseitiger emotionaler Überzeugungsstrategien aus (S. 272).

Die Strategien, die sich in den plautinischen Komödien finden, scheinen dagegen fast plump. Wie **Federica Iurescia** in ihrem Text „Strategies of persuasion in provoked quarrels in Plautus: A pragmatic perspective“ (S. 281-294) betont, ging es hier nämlich vor allem darum, durch Gefühle wie Zorn oder Furcht Verwirrung auszulösen und so die Einflussnahme auf die zu überzeugende Person zu ermöglichen (S. 286f.). Iurescia betont allerdings auch die Feinheiten dieser Strategie, die auf den „social and psychological status“ des jeweiligen „Zielobjektes“ zugeschnitten war (S. 289).

Beschlossen wird der Sammelband mit dem von **Kate Hammond** verfassten Beitrag „‘It ain't necessarily so’: Reinterpreting some poems of Catullus from a discursive psychological point of view“ (S. 295-313). Mit Hilfe eines „discursive psychology approach“ will Hammond dabei aufzeigen, „how Catullus uses emotions in his poems and how he seeks to be persuasive to his audience“ (S. 297). Hammond gelangen dabei interessante Beobachtungen, wobei eine stärkere Rezeption der neueren Forschung zu einzelnen Gedichten nicht geschadet hätte. So deutet Hammond das *carmen* 85 mit den berühmten Zeilen *odi et amo* mit der ohnehin umstrittenen „psycholocial appraisal theory“⁹ und erklärt: „Catullus is fully aware of the intensity of the emotional arousal he is feeling, but has conflicting cognitive appraisals in terms of how to attribute this arousal to emotions as different as love and hate“ (S. 308). Der Verweis auf begriffsgeschichtliche Untersuchungen, die die hiesige Differenz von *odi* und *amo* abschwächen,¹⁰ hätte den Glanz eines solchen Zugriffs etwas ermatten lassen.

Bei aller Kritik, die sich an einzelnen Beiträgen üben lässt, kann „Emotion and Persuasion in Classical Antiquity“ gleichwohl als gelungener Sammelband gelten: Das viel diskutierte Feld antiker Emotionalität wird durch den Fokus auf ihr überzeugendes Potential sinnvoll eingeschränkt, während die epochale

⁹ Hammond (S. 308, Anm. 64) verweist hier auf SCHACHTER, Stanley und Jerome SINGER: „Cognitive, social, and physiological determinants of emotional state“, in: *Psychological Review* 69/5 (1962), S. 379-399; die experimentellen Grundlagen dieser Arbeit wurden aber bereits etwa von MARSHALL, Gary D. und Philip G. ZIMBARDO: „Affective consequences of inadequately explained physiological arousal.“, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 37/6 (1979), S. 970-988 grundlegend in Frage gestellt und die Ergebnisse relativiert.

¹⁰ Vgl. etwa HARTZ, Cornelius: *Catulls Epigramme im Kontext hellenistischer Dichtung*, Berlin 2007 (Beiträge zur Altertumskunde 246), 196f. Hartz weist gleichwohl auf die vielseitigen Deutungsmöglichkeiten des Epigramms hin, die durch seine Beobachtungen keineswegs grundsätzlich zu verwerfen seien.

und methodische Breite der Beiträge einen vielseitigen Einblick ermöglichen. Künftige Forschungen können sich nicht nur an den kritischen Passagen des Bandes abarbeiten; sie können sich auch auf plausible Einzelbeobachtungen und einige Beiträge stützen, die rundum *überzeugend* sind. Abgerundet wird dieser positive Eindruck von einem sinnvoll strukturierten Index, der eine angenehme Handhabung ermöglicht.

Philip Aubreville
Friedrichstr. 191-193
10117 Berlin
Raum 4099
E-Mail: philip.aubreville@web.de